



INITIATIVE PSKOW

in der Evangelischen Kirche im Rheinland
Mitglied im Diakonischen Werk

Juni 2021 *SONDER*-Rundbrief 68



1941 – 1991 – 2021

Liebe Freundinnen und Freunde der Initiative,
sehr geehrte Damen und Herren,

1941 – 1991 – 2021. Drei Jahreszahlen, die im Kern die Geschichte und Aufgabe unserer Initiative beschreiben. Am 22. Juni 1941 überfiel die deutsche Wehrmacht die Sowjetunion. Dem Vernichtungskrieg fielen in der Sowjetunion mehr als 25 Millionen Menschen zum Opfer. 50 Jahre später, 1991, reisten rheinische Christen nach Pskow, um Schritte auf dem Weg der Versöhnung zu unternehmen. Es begann eine mittlerweile 30 Jahre währende vertrauensvolle Partnerschaft, auf die wir dankbar zurückblicken. Während in Deutschland z.Zt. die Erinnerung an deutsche Schuld und den 2. Weltkrieg verblasst, ist in Russland das Gedenken der Opfer des „Großen Vaterländischen Krieges“ präsent wie eh und je. Vielleicht sind die unterschiedlichen „Narrationen“ ein Grund für das immer komplizierter werdende Verhältnis unserer Länder. Grund genug, immer wieder neu an die Versöhnungsaufgabe zu erinnern. Ich bin Dr. Kurt A. Holz sehr dankbar, dass er in dieser Sonderausgabe des Rundbriefes des 22. Juni 1941 gedenkt und die Grundlagen unseres Engagements in Pskow beschreibt.

Bleiben Sie in diesen – hüben wie drüben - durch das Coronavirus bestimmten Tagen behütet!

Ihr



Klaus Eberl, OKR i.R., Vorsitzender der Initiative Pskow

Titelbild:

Eine Pskower Schülerin hat mit diesem Bild einen Russland-weiten Schülerwettbewerb zum „Großen Vaterländischen Krieg“ gewonnen. Es zeigt die Zerstörung des Dorfes Krasucha durch die deutsche Wehrmacht. Das Original des Bildes wurde Klaus Eberl zur Verleihung der Pskower Ehrenbürgerschaft geschenkt.

Kurt A. Holz: Schritte auf dem Weg der Versöhnung

Sommer 1991, vor 30 Jahren: Die Deutsche Bahn nimmt den regelmäßigen Zugverkehr auf den ersten ICE-Strecken auf; Deutschland und Polen schließen einen Vertrag über gute Nachbarschaft und freundschaftliche Zusammenarbeit; der Bundestag beschließt den Umzug großer Bereiche der Bundesregierung von Bonn nach Berlin; schließlich: der Warschauer Pakt, das Militärbündnis des Ostblocks, löst sich auf.

Im Sommer 1991 geschieht Bedeutendes, das bis heute nachwirkt: Die Versöhnungsarbeit der Evangelischen Kirche im Rheinland mit Pskow, einer Stadt im Nordwesten der Russischen Föderation, rund 300 Kilometer südlich von St. Petersburg und nahe der Grenze zu Estland gelegen, beginnt mit einer besonderen Reise.

Rheinische Thesen zur Versöhnung mit Russland

Es war ein langer Weg, der zurückgelegt werden musste, bis es zu dieser Reise kommen konnte. Einen bedeutenden Platz im Vorfeld nimmt die Osteuropa-Arbeit der Akademie der Evangelischen Kirche im Rheinland ein, die ihren Sitz in Mülheim an der Ruhr hatte. Eine Vielzahl von Tagungen, auch mit hochkarätigen Teilnehmern aus Polen und der Sowjetunion, behandelte unter Leitung von Akademiedirektor Dr. Dieter Bach das höchst sensible und schwierige Thema der Annäherung zwischen ehemaligen Feinden. Dabei arbeiteten Akademie und der Ständige Öffentlichkeitsausschuss der rheinischen Kirche eng unter dem Motto „Erinnern und Versöhnen“ zusammen.

Seit Mitte der 1980er Jahre war das Thema einer Annäherung zwischen Ost und West virulent.¹ Der Öffentlichkeitsausschuss legte 16 Thesen „zur historischen und politischen Belastung und zu den Perspektiven auf dem Weg der Versöhnung“ vor. Wie schon der Titel verrät, geht es, und zwar in den ersten sechs Thesen, um die Vergangenheit, die Belastung(en), in den Thesen 7 bis 14 um eine Beschreibung der gegenwärtigen Situation und um die Zukunft („Hindernisse heute und Perspektiven auf dem Weg der Versöhnung“). Schließlich beschreiben die Thesen 15 und 16 die Verantwortung der Christen – und zwar in beiden Ländern.² Diese Thesen, datiert auf den 7. Dezember 1988, sollten, so der Auftrag der Kirchenleitung, die sich die Thesen *nicht* zu Eigen gemacht hat, in den Gemeinden diskutiert werden, aber: Wiedervorlage zur Landessynode 1991.

Die ersten Thesen enthielten für viele Deutsche Sprengstoff, sie berührten wunde Punkte im Selbstverständnis der bundesrepublikanischen Gesellschaft, in dem sie nicht nur die deutsche Betroffenheit darlegten, sondern auch die andere Seite, die Sicht der Völker der Sowjetunion.

Zum Beispiel These 3 zum Stichwort „Kriegsgefangenschaft“, in der eingangs das Leiden und Sterben deutscher Soldaten in sowjetischen Lagern thematisiert wird, in dem aber – eingeleitet mit den Worten: „vergessen, verdrängt oder weithin unbekannt ist“ – auf die Tatsache verwiesen wird, dass etwa die Hälfte der sowjetischen Kriegsgefangenen Deutschlands (2,6 Millionen von rund 5,5 Millionen) zu Tode kamen. Das wurde in (West-)Deutschland nicht gern gehört. Auch nicht, so These 4, was unter dem Stichwort „Kriegsleiden der Zivilbevölkerung im Osten“ aufgeführt wird: Gleichberechtigt neben die deutsche Sicht auf Verbrechen der Sowjetunion wird die Tatsache gestellt, dass rund 2,8 Millionen sowjetische Zwangsarbeiterinnen und -arbeiter unter den Deutschen zu leiden hatten.

-
- 1 Einer der ersten Deutschen, der sich, bereits 1984, des Themas öffentlich annahm, war Werner Krusche (Magdeburg), Bischof der Evangelischen Kirche der Kirchenprovinz Sachsen und Ratsvorsitzender der Evangelischen Kirche der Union. Vgl. seinen Beitrag „Versöhnung mit den Völkern der Sowjetunion“ in: Dieter Bach (Hrsg.), Kriege enden nicht im Frieden, Wuppertal 1991, S. 132-142.
 - 2 Dieter Bach (Hrsg.), Erinnern und Versöhnen, Mülheim a. d. Ruhr 1988, S. 3; Thesen: S. 7-10. Wiederabgedruckt in: Bach, Kriege (wie Anm. 1), S. 145-148.

Die Schlussfolgerung (These 6) lautet: „Diese Zusammenhänge müssen ebenso strikt beachtet werden wie es unerlässlich ist, zwischen Vorher und Nachher, zwischen Ursache und Folgen, Aktion und Reaktionen zu unterscheiden, wenn wir zu einem Geschichtsbild gelangen wollen, das frei ist von Ressentiments, von Zorn, von Tabuisierungen und Legendenbildungen aller Art. Nur wenn uns das gelingt, wird aus der Erinnerung dauerhaft und glaubwürdig Verständigung und Versöhnung erwachsen.“

Diese Thesen belegen zweierlei: Sie konnten nur entstehen vor dem Hintergrund der Verständigungsarbeit mit den Völkern der Sowjetunion und mit Polen, wie sie Jahre zuvor und mit großer Leidenschaft in der Evangelischen Akademie Mülheim betrieben worden war; in diesen Treffen ist gegenseitiges Vertrauen gewachsen. Der zweite Punkt ist der Hinweis darauf, dass es zum Zeitpunkt des Entstehens noch keineswegs einen gesellschaftlichen Konsens in der Bundesrepublik zu diesem Themenkomplex gab.

Der wegweisende Beschluss der Landessynode 1991

Die Thesen – und die dahinter stehende Absicht – sind Ende der 1980er Jahre immer wieder Thema in der Evangelischen Kirche im Rheinland. Schlusspunkt der Diskussion und zugleich Anfang konkreter Begegnungs- und Versöhnungsarbeit ist der Beschluss 107 der 40. Tagung der rheinischen Landessynode vom Januar 1991.³

Dort bringt der Duisburger Studentenpfarrer und Landessynodale Hajo Barkenings – er war auch maßgeblich an der Formulierung der 16 Thesen beteiligt – den Initiativantrag „Wort zum 50. Jahrestag des Überfalls auf die Sowjetunion“ ein. Nach der Diskussion im synodalen Öffentlichkeitsausschuss⁴ steht das „Wort“ in der siebten Sitzung der Landessynode am Samstag, 12. Januar 1991, auf der Tagesordnung. „Mit großer Mehrheit“, so das Protokoll, wird das „Wort zum 50. Jahrestag des Überfalls auf die Sowjetunion“ angenommen.⁵

Die ersten Abschnitte des Beschlusses befassen sich mit den Vorbedingungen und dem Ausgangspunkt des deutschen Angriffs auf die Sowjetunion, der „von Beginn an nicht nur als Eroberungskrieg geführt (wurde), sondern als Vernichtungskrieg gegen Judentum und Bolschewismus. Rassenwahn und ideologisch begründeter Terror forderten Millionen Opfer unter Frauen, Männern und Kindern, unter Zivilisten und Kriegsgefangenen“.

Ebenso wie „die bis heute nicht vernarbt(en)“ Erfahrungen der Menschen in der Sowjetunion sei „auch das Leid (unvergessen), das Deutschen zugefügt wurde, als die sowjetischen Truppen im Gegenschlag tief nach Deutschland hinein vordrangen“. Auch noch 45 Jahre nach dem Ende des 2. Weltkrieges standen sich die Lager aus Ost und West „hochgerüstet gegenüber. Gegenseitige Vernichtung schien näher als die Möglichkeit der Verständigung des Ausgleichs.“

Der Beschluss geht auch auf die politischen und gesellschaftlichen Veränderungen der zurückliegenden Jahre („ein Wunder vor unseren Augen“) ein: „Wir danken Gott, dass er die Herzen der Völker und der verantwortlichen Politiker gelenkt hat, so dass sie bereit wurden, als Partner zusammenzuarbeiten und gemeinsam nach Wegen des Friedens zu suchen.“

In den beiden folgenden Abschnitten heißt es: „Dieser Dank soll heute Früchte tragen. Wir wollen die zur Versöhnung ausgestreckten Hände ergreifen, eigene Schuld bekennen und zugefügtes Leid verzeihen. Wir wollen die Völker in der Sowjetunion auf dem schwierigen Weg unterstützen, den sie durch die Politik der Öffnung unter Präsident Gorbatschow betreten haben. Wir wollen bei der Einigung Europas gemeinsam daran arbeiten, dass auch die Menschen in der Sowjetunion an dieser großen Gemeinschaft Anteil haben.“

³ Verhandlungen der rheinischen Landessynode 1991, Protokoll, S. 109 f., 254 f., 320-322.

⁴ Protokoll 1991 (wie Anm. 3), S. 320-322.

⁵ Protokoll 1991 (wie Anm. 3), S. 254 f.

An die christlichen Kirchen in der Sowjetunion richten sich große Erwartungen. Nur wenn wir in ökumenischem Geist zusammenarbeiten, können die Aufgaben bewältigt werden, die nach Wiederherstellung der Glaubensfreiheit auf die Christen dort warten.“

Am Schluss steht der Appell zur innerkirchlichen Weiterarbeit: „Dabei mitzuwirken, ruft die Landessynode der Evangelischen Kirche im Rheinland die Gemeindeglieder, die Gemeinden und Kirchenkreise auf.“

Schwierige Vorgespräche

Ein landessynodaler Beschluss ist das Eine, wichtiger aber ist, Taten folgen zu lassen. Aber: Wie kann „Versöhnung“ geschehen – zu einem Land, das im Zweiten Weltkrieg fürchterlich unter den Deutschen gelitten hat? Wie geschieht „Versöhnung“ praktisch? Die Evangelische Kirche im Rheinland wählt den Weg der Versöhnung durch Begegnung.⁶

Bald steht fest, dass es eine Versöhnungsreise einer großen rheinischen Delegation aus Christinnen und Christen in eine russische Stadt geben soll, die im Krieg sehr unter der deutschen Besatzung gelitten hat; das Ziel wird Pskow⁷ sein.



Dieter Bach berichtet von seinem ersten Treffen mit Iwan Kalinin, damals Bürgermeister der russischen Stadt. Es bestanden bereits städtepartnerschaftliche Beziehungen zwischen den historischen Hansestädten Pskow und Neuss. Bach traf Kalinin in Neuss. Als der Deutsche sein Anliegen vorgetragen hat, gab es zunächst einen deutlichen Hinweis Kalinins: In der damaligen UdSSR seien Staat und Kirche streng getrennt, also sei er nicht zuständig. Bach hakt nach und beschreibt die Idee: Den deutschen Initiatoren gehe „es nicht nur um einen Kontakt von Kirche zu Kirche. Wir möchten mit den Menschen in der Stadt zusammentreffen, mit Jugendlichen, Frauen und Männern aus den verschiedenen Schichten und Berufen. Wir wollen sie erneut um Vergebung bitten für das, was die Deutschen ihnen und ihrer Stadt angetan haben. Bitte geben Sie uns dafür eine Chance.“ Kalinin bleibt bei dem Gespräch zwar skeptisch, am Ende aber steht der Satz: „Kommen Sie zu uns nach Pskow.“⁸

-
- 6 Bach, Kriege (wie Anm. 1), S. 9. Im Vorwort zu dem Buch schreibt Präses Peter Beier: „Versöhnung zwischen Tätern und Opfern von damals soll deren Kinder und Enkel einschließen, soll von Kindern und Enkeln erfahren werden und politische Gestalt annehmen. Es wird viel davon abhängen, ob die Älteren von ihren Erfahrungen mit sich selber so zu sprechen lernen, dass Jüngere sie verstehen. ... Lassen Sie uns darum beten, dass wir als Kirche lernen, Erfahrung nicht zu vertun. Gelingt uns das, dann wird das von unschätzbarem Wert für unser Volk, für die Völker Europas sein.“
- 7 Einen kurzen Überblick zur Geschichte von Pskow bei Bach, Kriege (wie Anm. 1), S. 103-110; speziell zur deutschen Besatzung von Pskow im Zweiten Weltkrieg: S. 106 ff.
- 8 Vgl. Dieter Bach / Iwan Kalinin, Ich habe in dein Herz gesehen, Essen 2003, S. 47.

Bach ist es auch, der über Kalinin den Kontakt zur Russisch-Orthodoxen Kirche in Pskow, zum Metropoliten Wladimir, aufnimmt. Auch er steht einem Besuch der Deutschen abwartend-skeptisch gegenüber. Er hat (auch) Einwände gegen das ins Auge gefasste Datum des Besuchs: Die Deutschen planen, am 22. Juni 1991 – auf den Tag genau 50 Jahre nach dem deutschen Angriff auf die Sowjetunion im Zweiten Weltkrieg – in Pskow zu sein. „Da brechen die alten Wunden wieder auf“, wehrt der Metropolit ab. Sie sollten einen Monat später, im Juli, kommen, dem Tag, an dem Pskow 1944 von der deutschen Besatzung befreit worden ist. Dieter Bach bleibt hartnäckig: „Aber gerade am Tag Eures Leidens möchten wir bei Euch sein und um Verzeihung bitten für das, was wir getan haben.“ Metropolit Wladimir lenkt ein: „Dann kommt! Wir werden sehen, was uns gelingt.“ Am Ende der Besuchswoche in Pskow räumt der Metropolit ein: „Es war gut, dass ihr gekommen seid.“⁹



Pskow leidet unter den Deutschen während des Krieges

16 Tage nach Beginn des Überfalls eroberten deutsche Truppen Pskow, das von sowjetischer Seite aufgegeben worden war.¹⁰ In einer beispiellosen Aktion wurden innerhalb einer knappen Woche etwa Dreiviertel der damals etwa 60.000 Einwohner zählenden Stadt, dazu wichtige Industrieanlagen, evakuiert. Die Sowjetarmee zerstörte vor dem endgültigen Verlassen der Stadt noch die Brücken über die Welikaja. „Vom 8. Juli 1941 bis zum 23. Juli 1944 war Pskow von den Deutschen besetzt: drei Jahre voller Schmerz, Hunger und Entbehrungen, drei Jahre der Erniedrigung, des Raubens und Mordens“, heißt es bei Bach. Und weiter: „Es war das nationalsozialistische System, der Rassendünkel, der den ‚Untermenschen‘ Russe und erst recht den ‚Untermenschen‘ Jude zum Sklaven erniedrigte, zum Opfer der Willkür machte.“

Pskow spielte in den strategisch-taktischen Überlegungen der Wehrmacht eine besondere Rolle – nicht nur, aber auch bei der nahezu 900 Tage andauernden Belagerung von Leningrad. Ziel der Wehrmacht war dabei nicht, die Stadt, die heute wieder St. Petersburg heißt, zu erobern, sondern ihre Bevölkerung verhungern zu lassen. In der Zeit der Belagerung Leningrads – sie dauerte vom 8. September 1941 bis zum 27. Januar 1944 – verloren knapp eine Million Einwohner ihr Leben.

So wundert es nicht, dass das Gebiet zwischen Leningrad und Pskow eine besonders hohe Partisanentätigkeit zu verzeichnen hatte. Zeitweise waren 70.000 deutsche Wehrmachtsangehörige in der Stadt stationiert. Während der dreijährigen deutschen Besatzungszeit lebten rund 100.000 Menschen in und um Pskow.

Pskow war der Sitz des Stabes der 18. Armee; hier hatte auch eine Einsatzgruppe des Sicherheitsdienstes (SD), verantwortlich für das Morden an der Bevölkerung in der Region, vor allem an Juden und Partisanen, ihr Hauptquartier. In und um Pskow richtete die Wehrmacht Stammlager¹¹ und Kriegsgefangenenlager ein. Nach sowjetischen

⁹ Das Vorhergehende nach Bach, Versöhnung mit Russland, Neukirchen-Vluyn 2014, S. 28.

¹⁰ Das Folgende nach Dieter Bach / Wladimir Smirnow (Hrsg.), Deutsche Spuren in einer russischen Stadt, Wuppertal 1997, S. 95-98; die folgenden Zitate: S. 97.

Der Eintrag „Pskow“ bei Wikipedia ist demnach falsch. Dort heißt es nämlich, dass „(n)ur einige wenige örtliche Parteifunktionäre und Wissenschaftler ... in der kurzen Zeit aus der Stadt gebracht“ werden konnten.

¹¹ Stammlager, abgekürzt: Stalag, waren Lager für Kriegsgefangene, die von dort zu Arbeitseinsätzen geschickt wurden.

Schätzungen kamen in der Zeit der Besatzung etwa 300.000 Menschen im Pskower Gebiet ums Leben.

Als Ende Januar 1944 die Belagerung Leningrads beendet wurde, verschlechterte sich auch die militärische Lage für die deutsche Besatzungstruppe in Pleskau, wie Pskow jetzt hieß. Anfang März 1944 begann der Schritt-für-Schritt-Rückzug der Deutschen, die Pskow im Juli 1944 endgültig aufgeben mussten. Drei Jahre deutscher Schreckensherrschaft hatten ihr Ende gefunden.

Erste Begegnungsreise im Juni 1991

Diese Stadt, die so unendlich viel Leid unter den Deutschen während des „Großen Vaterländischen Krieges“ hatte erleiden müssen, war das Ziel der rheinischen Besuchergruppe, die sich Mitte Juni 1991, 50 Jahre nach dem deutschen Überfall auf die Sowjetunion, auf den Weg nach Pskow machte. Einer, der bei dieser Versöhnungsreise dabei war, ist Klaus Eberl,¹² heute 65 Jahre alt, damals Pfarrer der Evangelischen Kirchengemeinde Wassenberg und Synodalassessor des Kirchenkreises Jülich. Eberl reist mit rund 70 evangelischen Christinnen und Christen aus dem Rheinland nach Pskow; geleitet wird die Gruppe vom rheinischen Präses Peter Beier.

Schon während der Reise stellt Klaus Eberl die Weichen für das Heilpädagogischen Zentrums Pskow, das 1993 eröffnet wurde. Versöhnung konkret! Als im Jahr 1999 die „Initiative Pskow“ gegründet wurde, übernahm er den Vorsitz. Er erinnert sich: „Mit einer Gruppe rheinischer Christen reise ich in die russische Stadt Pskow, um Versöhnung zu suchen. 50 Jahre nach dem Überfall der deutschen Wehrmacht auf die Sowjetunion. Die Stadt hatte unter den deutschen Besatzern besonders gelitten. Wir fragen uns: Wie werden wohl die russischen Gastgeber reagieren? Und: Versöhnung – wie macht man das?“

Mit der neuen politischen Großwetterlage zwischen Ost und West soll, so Eberl, „ein neues Kapitel des Miteinanders aufgeschlagen werden: Überwindung des Kalten Krieges, eine stabile Friedensordnung, der Bau am großen europäischen Haus – mit Russland. Viele Träume erhalten in diesen Jahren Nahrung.“

Dass die Besucherinnen und Besucher aus dem Rheinland in Familien, nicht im Hotel, untergebracht sind, bringt zwar die eine oder andere sprachliche Verständigungsschwierigkeit mit sich, hat aber zugleich den Vorteil, dass sie auf diese Weise tiefe Einblicke in russisches Leben und russische Wirklichkeit erhalten.

Anfang der 1990er Jahre steht Russland am Abgrund, die Hoffnungen auf ein besseres Leben, ein Leben ohne Versorgungsengpässe und langes Anstehen vor Geschäften haben sich zerschlagen. Die mit so vielen Hoffnungen in der UdSSR und in Europa begleitete Ära Gorbatschow mit „Glasnost“ (Offenheit / Transparenz) und „Perestroika“ (Umbau / Umgestaltung) hat zwar innen- und außenpolitische Veränderungen, nicht aber die erhofften Verbesserungen der russischen Lebensumstände gebracht – im Gegenteil. Dazu Klaus Eberl: „Gleichzeitig geht es in Russland ums nackte Überleben. Anfang der 1990er Jahre herrschen dort chaotische Verhältnisse. Nicht wenige Menschen leiden Hunger. Die Geschäfte sind leer; die staatlichen Institutionen kaum handlungsfähig; ein soziales Netz ist nicht wahrnehmbar.“

Das ist für „normale“ Familien schon eine Herausforderung, erst recht aber für Arme und Kranke, für die, so Eberl, „diese Jahre bedrohlich“ sind. Noch schlimmer trifft es Menschen mit Behinderungen: Sie „werden in menschenunwürdige Anstalten abgeschoben – ohne Förderung, ohne Perspektive, weit weg von jeder Zivilisation“.

12 Das Folgende nach Klaus Eberl, Versöhnung konkret; Hörfunk-Sendung in der Reihe „Das geistliche Wort / Kirche im WDR 5“ vom 19. Mai 2019.

Pskow: Gemeinsame Schritte in die Zukunft

Die Tage, die die rheinische Delegation in und um Pskow Mitte Juni 1991 verbringt, sind angefüllt mit Gottesdiensten, Andachten, Gesprächen, Empfängen und immer wieder Gedenken an Gräbern der zivilen und militärischen Opfer. Eine Erkenntnis, die Klaus Eberl ausspricht, leitet die Besucherinnen und Besucher aus dem Gebiet der rheinischen Kirche: „Die Liebe des gekreuzigten Christus muss Folgen haben. Versöhnung muss Folgen haben – konkrete!“

An den Gräbern der Opfer des Zweiten Weltkrieges – und davon gibt es in und um Pskow viele – sagte Präses Peter Beier,¹³ ein wortmächtiger Prediger, mit Bezug auf Paul Celans „Todesfuge“: „‘Der Tod ist ein Meister aus Deutschland’. Dieser schlimme Satz wird lang nachwirken. Retten wir uns in den Glauben an den Gekreuzigten und bergen wir uns in seinen Armen, dass nicht Tod die Zukunft dieser Welt bestimmen soll, sondern die Liebe des gekreuzigten Christus.“



Beier ist es, der bei verschiedenen Gelegenheiten während des Pskow-Besuchs das Wort ergreift und die Versöhnungsarbeit, von deren Notwendigkeit er überzeugt ist,

theologisch begründet. In der großen Dreifaltigkeitskirche innerhalb des Kreml-Areals von Pskow predigt Beier über „Die neue Wirklichkeit“ und führt dabei aus: „Mag geschehen, was will. Mag der Wahnsinn von Krieg und Hass erneut jene Wirklichkeit bestätigen, die wir für wirklich halten. Mögen sie hassen – er hasst nicht. Mögen sie töten – er tötet nicht. Mag die Menschheit eine Ungeheuerlichkeit auf die andere türmen – er lässt sich in seiner Liebe nicht beirren. Er setzt die neue Wirklichkeit. Sie heißt Versöhnung. Eine andere Wirklichkeit zählt nicht.“ Und direkt an die russische Gemeinde gewandt, sagt der rheinische Präses: „Wir sagen Euch Dank dafür. Wir grüßen Euch im Namen der neuen Wirklichkeit. Wir mahnen und warnen die Welt: Wer an der neuen Wirklichkeit vorbeilebt, der fällt ins Nichts.“

Metropolit Wladimirs Antwort lenkt den Blick auf Taten und Untaten beider Völker. Er hebt aber zugleich hervor: „Weil sich Gott mit uns versöhnt hat, darum ist Versöhnung geschehen zwischen Russen und Deutschen, zwischen Euch und uns. Vergebung ist gewährt für alles, was wir uns angetan haben. Im Anschluss daran geben sich Präses Peter Beier und Metropolit Wladimir vor der versammelten deutsch-russischen Gemeinde den Bruderkuß.“

Die Predigt in der Kirche ist nicht die einzige Gelegenheit, bei der Präses Beier spricht und sich dabei, so Bach, als „wortgewaltige(r) Prophet“ erweist – etwa bei der offiziellen Gedenkfeier für die Gefallenen des „Großen Vaterländischen Krieges“ am Mahnmal in Pskow am 22. Juni. Beier erinnert an die mehr als 200.000 sowjetischen Kriegsgefangenen, die allein in Lagern rund um Pskow elend gestorben sind. Oder in dem Dorf Krasucha, das von den Deutschen als Rache für den Tod eines Wehrmachtangehörigen zusammen mit seinen 218 Bewohnern – vom Säugling bis zum Greis – dem Erdboden gleichgemacht worden ist.

¹³ Bach, Versöhnung (wie Anm. 9), S. 24 f.

Auch bei der zentralen Gedenkveranstaltung, die am 22. Juni 1991, auf den Tag genau 50 Jahre nach dem deutschen Überfall, im Theater von Pskow durchgeführt wird, ergreift Präses Beier ¹⁴ das Wort. „Versöhnung unter den Völkern ist nur möglich, wenn Menschen sich versöhnen. Dazu müssen sie sich kennen. Dazu müssen sie sich begegnen. Wir sind hier, um an Ihrer Seite ohne große Worte und Gesten der Toten und aller Verluste zu gedenken, die diese Stadt beklagt. 50 Jahre sind kurz und löschen nichts aus. Wir werden hören und schweigen. Wir werden in unserer Heimat nicht nachlassen, die Jugend zu erinnern und zu warnen. Wir grüßen Euch in Respekt und Trauer an diesem Tag. Gott segne die Stadt und das Heilige Russland.“

Was bleibt nach dieser alle Beteiligten besonders bewegenden Woche? Deutsche und Russen sind nicht sofort Freunde geworden, aber sie können, wie es Iwan Kalinin formuliert, feststellen: „Der Hass ist vergangen. Wir können gemeinsam Schritte in die Zukunft tun.“ Dieter Bachs Antwort weist den Weg in die Zukunft: „Versöhnung ist ein Prozess. Sie will gelebt sein.“ ¹⁵

Wie kann Menschen mit Behinderung geholfen werden?

Klaus Eberl ist, zusammen mit Hans Thies, Kirchmeister der Evangelischen Kirchengemeinde Wassenberg, während dieser Pskow-Reise bei der Familie von Pater Adelheim, einem russisch-orthodoxen Priester, untergebracht; Familie Adelheim hat



eine Tochter mit Behinderung. Im Haus von Pawel Adelheim trifft sich regelmäßig ein Kreis von Familien, die Kinder mit Behinderungen haben ¹⁶ – und natürlich auch zum Zeitpunkt des Besuchs aus dem Rheinland. Die Eltern forderten, wenn auch bislang ungehört, eine Förderung für ihre Kinder. Ein Abschieben in eines der so genannten „Internate“, weit ab von jedweder Zivilisation gelegen, wollten sie in jedem

Fall verhindern. Dort vegetierten die Kinder mit Behinderung – zusammen mit Erwachsenen – vor sich hin, erhielten keinerlei Förderung. Diese unmenschliche Haltung gegenüber Menschen mit Behinderung hat auch damit zu tun, dass sie nach verbreiteter russischer Auffassung – auch von Medizinern und Psychologen – zu nichts nütze sind. So gelten, vor allem die Menschen mit geistiger Behinderung, als „Idioten“.

Noch während der Tage in Pskow, so erzählt Eberl, entsteht in den Gesprächen mit Eltern von behinderten Kindern eine Idee: Es ist die Idee, Kindern mit schwerer

¹⁴ Peter Beier, Übergänge – Predigten und Reden (hrsg. von Christian Bartsch), Düsseldorf 1999, S. 260-263; Zitat: 262 f. Die Formulierung „Friedensfahrt“ in der Unterzeile des Titels dürfte auf den Hrsg. zurückzuführen sein (vgl. dazu dessen Nachwort, a. a. O., S. 461-466, spez. 463).

¹⁵ Bach, Versöhnung (wie Anm. 9), S. 31.

¹⁶ Adelheims Haus „war auch ein Treffpunkt für Intellektuelle und kritische Geister in der Wendezeit von der Sowjetunion zur Russischen Föderation“, wie Klaus Eberl in seinem Nachruf auf Pater Adelheim schreibt. Vgl. Klaus Eberl „Pawel Adelheim – ein aufrechter und furchtloser Christenmensch“ in Rundbrief der Initiative Pskow, Nr. 47 / Oktober 2013, S. 1.

körperlicher und / oder geistiger Behinderung in Pskow die Möglichkeit einer fachgerechten Betreuung und Förderung zuteilwerden zu lassen.

Es ist eine Idee, von der an diesen Abenden während der „Weißen Nächte“ in Pskow zwar geträumt wird, aber von der es noch keine Vorstellung gibt, wie sie umgesetzt werden könnte. Denn eine solche Schule gibt es bislang noch nicht in Russland. Eine Schule für Kinder, „die als nicht förderfähig gelten und aus dem Bildungssystem aussortiert werden“.

Was da im Gespräch entsteht, ist revolutionär: Die Idee, „eine Förderschule in Pskow“ zu errichten, aber wie soll diese umgesetzt werden? Wie nicht anders zu erwarten, „stößt sie zunächst auf skeptische Behörden.“ Das haben wir noch nie gemacht! – diese Haltung ist auch in Russland nicht unbekannt. „Aber Wagemut und Beharrlichkeit setzen sich schließlich durch“, sagt Eberl.

Er hat ein Beispiel aus der Nachbarschaft der Evangelischen Kirchengemeinde Wassenberg plastisch vor Augen: In Heinsberg-Oberbruch gibt es die Rurtal-Schule, die dem Konzept – Förderung der geistigen Entwicklung der Schülerinnen und Schüler – genau entspricht. Es sei ein „Glücksfall“ gewesen, dass Eberl mit seiner in Pskow geborenen Idee bei der Rurtal-Schule und ihren Verantwortlichen auf offene Ohren stößt. Die Schule wird für das Projekt als pädagogisch-fachliche Partnerin gewonnen.

Bereits ab der zweiten Reise der Deutschen nach Pskow ist der Rektor der Schule, Bernd Schleberger, heute Vorstandsmitglied der „Initiative Pskow“, dabei, um mit Rat und Tat den Pskower Eltern zur Seite zu stehen. Damit ist gewährleistet, dass der Know-how-Transfer funktioniert. Was in Pskow entstehen soll, ist 1991 absolutes Neuland: „Improvisation wird,“ so erzählt Klaus Eberl, „in dieser ersten Phase ganz groß geschrieben. Noch ehe es ein Grundstück gab, geschweige denn mit dem Bau begonnen wurde, wurden die ersten Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter für das künftige Team eingestellt.“ Dazu gehörten Swetlana Andrejewa, zuletzt stellvertretende Direktorin des Heilpädagogischen Zentrums (HPZ), und Dr. Andrej Zarjow, heute Direktor des Heilpädagogischen Zentrums, das mittlerweile ein umfassendes System der Förderung und Betreuung umfasst. Beide erhielten im März 2021 für ihre Verdienste um Versöhnung und Verständigung zwischen den Völkern Russlands und Deutschlands das von Bundespräsident Steinmeier verliehene Bundesverdienstkreuz am Bande.¹⁷

Eine Idee nimmt Formen an

Schon bald nehmen die Überlegungen konkrete Formen an, denn Pskow, Wassenberg und Oberbruch verbindet nun eine Idee, die auf Umsetzung wartet. Auf allen Ebenen – Konzeption, Personal, Bau – wird fieberhaft gearbeitet: Die Wassenberger Kirchengemeinde sucht mit den russischen Partnern ein passendes Grundstück; aus Jugoslawien wird ein Fertiggebäude geordert, denn in Russland gibt es kein Baumaterial. Das Land Nordrhein-Westfalen unterstützt den Bau mit ca. 600.000 DM. Aber bis zur Eröffnung des HPZ im September 1993 müssen zur Finanzierung noch genug weitere Spenden und Kollekten gesammelt werden.



¹⁷ Vgl. dazu <https://www.initiative-pskow.de/aktuelle-meldungen-leser-725/138270.html>



Auch diese Hürde wird genommen. Eberl weiter: „Währenddessen werden die Lehrer und Therapeuten an der Rurtal-Schule aus- und fortgebildet. Bei einem solchen Projekt kommt alles auf die Haltung an. Alle müssen vor allem Eines lernen: Partnerschaft braucht Augenhöhe und Respekt. Und Hilfe für Menschen mit Behinderung geschieht im Sinne eines christlichen Menschenbildes nicht gönnerhaft ‚von oben herab‘, nicht als Einbahnstraße. Sensibilität und Wertschätzung sind nötig. Ein Prozess, bei dem sich alle

Beteiligten verändern. Eine schwierige Lektion - erst recht für Menschen in einem Land, in dem behinderte Menschen im Alltag kaum vorkommen. Oder bestenfalls Mitleid hervorrufen.“



Swetlana Andreewa, stellvertretende Direktorin des HPZ, sagt zu diesem Aspekt: „Unsere Aufgabe ist, Menschen, die Hilfe brauchen, zu helfen. Aber das hilft uns auch, uns selbst in der Tiefe kennenzulernen. Zwischen Menschen, die Hilfe geben und Hilfe bekommen, entsteht eine sehr feine Beziehung, die von Respekt geprägt ist.“ Im täglichen Umgang miteinander zeigt sich in der Arbeit im HPZ die gegenseitige Wertschätzung.

Was als Idee entstanden ist, nimmt Formen an, wird über die Grenzen in Russland – und auch in Deutschland – bekannt als ein herausragendes Beispiel für fachliche Qualität, vertrauensvolle Partnerschaft, aber auch für gelungene Versöhnungsarbeit. So kann es nicht ausbleiben, dass das Heilpädagogische Zentrum in Pskow Anziehungspunkt für viele Besucher aus Russland und der benachbarten EU wird.

Schon bald aber stellen sich entscheidende Fragen: Was passiert mit unseren Kindern, wenn sie das HPZ aus Altersgründen verlassen müssen? Wo gibt es Anschlussmöglichkeiten? Und was ist mit einer gründlichen medizinischen Frühversorgung?

„Das Heilpädagogische Zentrum wächst rasant“, erzählt Klaus Eberl. „Es kann nicht allein bei der Schule bleiben. Sie braucht Ergänzung – für die ganz Kleinen wie für die Älteren. So wird zunächst ein Frühförderzentrum aufgebaut mit Beratung für Eltern und frühen therapeutischen Maßnahmen für ihre Kinder mit Behinderung, dann

Kindergärten. Schließlich entstehen betreute Wohngemeinschaften in der Stadt für Erwachsene mit Behinderungen.“



Im ganzen Rheinland spürt man den Wunsch mitzuhelfen. Im Kirchenkreis Lennep, in Wuppertal, in Koblenz, um nur einige Beispiele zu nennen, machen sich Gemeindeglieder für unterschiedliche soziale Aspekte der russischen Stadt stark. Es wird das Pskower Waisenhaus gefördert, das Frühförderzentrum aufgebaut, die Station verlassener Kinder geschaffen, das Hospiz

und eine Suppenküche gegründet. Insgesamt entstehen mehr als 40 Einzelinitiativen.

Damit ist es aber nicht getan, schließlich muss es „eine Perspektive für die Schulabgänger“ geben. Es muss verhindert werden, dass sie nach dem Besuch des HPZ in ein unbestimmtes Nirgendwo verschwinden. Gedacht wird an eine Werkstatt für behinderte Menschen, wie es sie in Deutschland gibt. Das aber ist in der damaligen Struktur – Kirchengemeinde Wassenberg auf deutscher Seite und HPZ in Pskow auf russischer Seite – nicht länger zu schaffen.

Das geht nur in einem neuen Konstrukt. Dieter Bach als damaliger Geschäftsführer, Hans Paskert als Werkstatt-Fachmann, Reimar Kirchhoff als Architekt und Werner Peter Schmitz als großzügiger Sponsor realisieren das in Russland beispiellose Projekt. Bis heute sind die deutschen Werkstätten Vorbild – und so ist nachvollziehbar, dass Fachleute auf diesem Gebiet aus dem Rheinland immer wieder als Berater in Pskow gern gesehene Gäste sind. Es wundert vor diesem Hintergrund nicht, dass es Werkstatt-Spezialisten gibt, die in 20 Jahren knapp 200 Besuche in Pskow absolviert haben.

Gründung der Initiative Pskow und der Werkstatt

1999, sechs Jahre nach der Eröffnung des Heilpädagogischen Zentrums, wird in diesem Zusammenhang die „Initiative Pskow in der Evangelischen Kirche im Rheinland“ als Dach für die verschiedenen Projekte von rheinischen Kirchengemeinden und Kirchenkreisen gegründet. Wie erwähnt, die relativ kleine Evangelische Kirchengemeinde Wassenberg sah im Verbund mit der Rurtal-Schule Heinsberg-Oberbruch in der Entwicklung des HPZ den Schwerpunkt ihrer Aktivitäten im Rahmen



der Entwicklung des HPZ den Schwerpunkt ihrer Aktivitäten im Rahmen

der Versöhnungsarbeit. Klaus Eberl und Bernd Schleberger reisten regelmäßig nach Pskow, um mit den Partnern zu beraten. Den Bau einer deutschen Maßstäben entsprechenden Werkstatt für behinderte Menschen konnten- sie jedoch nicht auch noch leisten.

Die „Initiative Pskow“ wurde das „Dach“ für all diese Einzelinitiativen. Anfangs war die Stadt Ansprechpartnerin, mittlerweile ist die Region (Oblast) Pskow in diese vertraglich gesicherte Position gerückt. Geleitet wird die Initiative von einem Vorstand, dem z.Zt. Klaus Eberl, Rolf Gillmann, Helene Michel, Bernd Schleberger und Martha Vahrenkamp angehören sowie Kurt A. Holz und Hans-Willi Pastors als ständige Gäste.

Wie klein die Anfänge Mitte der 1990er Jahre waren und wie sehr HPZ, Werkstatt und was dazugehört, gewachsen sind, macht Klaus Eberl deutlich:

„Das Heilpädagogische Zentrum geht 1993 mit nur sieben Lehrerinnen und Lehrern, einer Krankenschwester und einem Therapeuten sowie 42 Kindern an den Start. Mit Hilfe der Region Pskow sind ein Vierteljahrhundert später

an fünf Standorten 255 Mitarbeiter tätig. Und es werden fast 500 Kinder, sowie Schülerinnen und Schüler, betreut und gefördert.“



Nicht nur das HPZ entwickelt sich – auch die Werkstatt. In insgesamt vier Bauabschnitten entsteht ein Komplex von ineinandergreifenden Gewerken für Erwachsene – von der Tagesförderung bis zur Produktion. Die Werkstatt mit ihren Abteilungen Holz- und Metallverarbeitung, Näherei, Wäscherei und Gärtnerei ist ein „Leuchtturmprojekt“, dessen bekanntestes Produkt der „Pskower Engel“ ist. Die Nachfrage in Deutschland und in der Russischen Föderation nach diesem Handschmeichler aus Holz, der einen Engel mit Behinderung darstellt, ist groß: Und das nicht erst seit dem Gedenkgottesdienst im Kölner Dom im März 2015 für die Opfer des Germanwings-Absturzes. Der „Pskower Engel“ hat sogar seinen Weg in die Weltraumstation ISS gefunden.

„Der Wandel von einem Versöhnungsprojekt der Kirchengemeinde Wassenberg mit betroffenen Eltern hin zu einem umfassenden System qualifizierter Förderung, Betreuung und Begleitung von Menschen mit Behinderung ist atemberaubend. Nicht ohne Grund ist mit Blick auf das seit 1991 in Pskow Erreichte vom ‚Wunder von Pskow‘ die Rede“, stellt Eberl nicht ohne Stolz fest. In der Tat gibt es heute in und um Pskow dank des HPZ und der Werkstatt ein umfassendes System von Hilfe und Förderung – vom Frühförderzentrum bis zum Hospiz, von Angeboten für betreutes Wohnen in der Stadt bis zur Spezifizierung des Schulsystems.

Die Werkstatt unter Leitung von Wlatscheslaw Sukmanow – derzeit arbeiten dort rund 50 Mitarbeiter, Anleiter und Therapeuten mit etwa 150 behinderten Menschen – hat sich mit ihren Angeboten im In- und Ausland einen Namen gemacht. Dabei geht es nicht darum, mit den handwerklich gut gearbeiteten Produkten (viel) Geld zu verdienen, sondern es geht darum, das Selbstwertgefühl der im HPZ lernenden und in der

Werkstatt arbeitenden Menschen mit und ohne Behinderung zu stärken. Inklusion wird in Pskow gelebt.

Anfang 2021 hat das Pskower Werkstatt-Modell zwar noch keine Nachahmer gefunden, verfügt aber wohl über eine eigene „Tochter“: In Welikije Luki, ganz im Süden der Region Pskow und in der Nähe der Grenze zu Belarus, wurde eine kleine Werkstatt für Menschen mit Behinderung eröffnet. Geleitet wird dieses Zweigprojekt aus Pskow, wo auch die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter vor der Arbeitsaufnahme gründlich geschult wurden.

Auch die Rolle des HPZ in Pskow und innerhalb der Russischen Föderation hat sich entscheidend verändert, wie dessen Direktor, Andrej Zarjow, erläutert: „Das Heilpädagogische Zentrum ist eine beispielhafte Einrichtung für die Arbeit mit Menschen mit geistigen und mehrfachen Behinderungen geworden. Es ist mittlerweile eine so genannte ‚Föderale Ressourcen-Einrichtung‘ für den Systemaufbau dieser Arbeit geworden. Das heißt, dass das Bildungsministerium Russlands die Arbeit unserer Fachkräfte unterstützt, damit Pädagogen aus anderen Regionen zu uns kommen können, um hier an Fortbildungen und Hospitationen teilzunehmen. Wir bereiten diese Fachkräfte vor, wie sie in anderen Regionen Russlands mit behinderten Menschen arbeiten können.“ Zarjow, Vater eines behinderten Kindes und schon bei den Gesprächen 1991 im Hause von Pater Pawel Adelheim dabei, ist mittlerweile zu einem Russland-weit anerkannten Fachmann für die Arbeit mit Kindern und Jugendlichen mit Behinderungen geworden.

„Das Pskower Modell zieht Kreise“, sagt Klaus Eberl. „Aus ganz Russland kommen Fachleute, um sich zu informieren und zu überlegen, wie sie die in Pskow entwickelten Konzepte für ihren eigenen Bereich übertragen können. Regelmäßige Veranstaltungen und Kongresse tragen zur Weiterentwicklung der Arbeit bei. Und die Universität Pskow hat eine Heilpädagogische Fakultät eingerichtet, damit neue Fachkräfte ausgebildet werden. Die Stadt und die Region sind stolz auf das, was hier entstanden ist. Pskow gilt nicht ohne Grund als ‚sozialste Stadt Russlands‘.“ Zur Wahrheit gehört aber auch, dass, so Eberl, „die Arbeit längst nicht mehr allein aus Spenden und Kollekten, auch nicht aus großzügig gewährten Stiftungsmitteln, zu finanzieren ist. Das ist auch der Region Pskow bewusst. Etwa 95 Prozent der Kosten werden inzwischen vom russischen Staat getragen.“

Zu den Veränderungen, die das „Modell Pskow“ in der Russischen Föderation befördert hat, gehört ein neues, ganzheitliches Denken über Menschen mit Behinderungen, gehören Verbesserungen im Schul- und Sozialsystem sowie, ganz entscheidend, Verbesserungen bei den föderalen Gesetzen und Verordnungen. Pskow arbeitet mittlerweile Russland-weit mit 40 Nicht-Regierungs-Organisationen zusammen, die sich wohl verstandene Inklusion von Menschen mit und ohne Behinderung zum Ziel gesetzt haben. Es gibt enge Arbeitskontakte von Pskow etwa nach Moskau, St. Petersburg, Kaliningrad oder Irkutsk, um erworbenes Wissen in die Russische Föderation zu tragen.¹⁸

Aus Feinden der Vergangenheit werden Partner und Freunde

Vertrauen zwischen Deutschen und Russen ist durch die gemeinsame Arbeit in Pskow entstanden und gewachsen. In einer Zeit der aktuell schwierigen deutsch-russischen Beziehungen auf politischer Ebene ist es umso wichtiger, dass zivilgesellschaftliche Kontakte funktionieren und sich dabei als wertvolle Brücke zwischen den Völkern

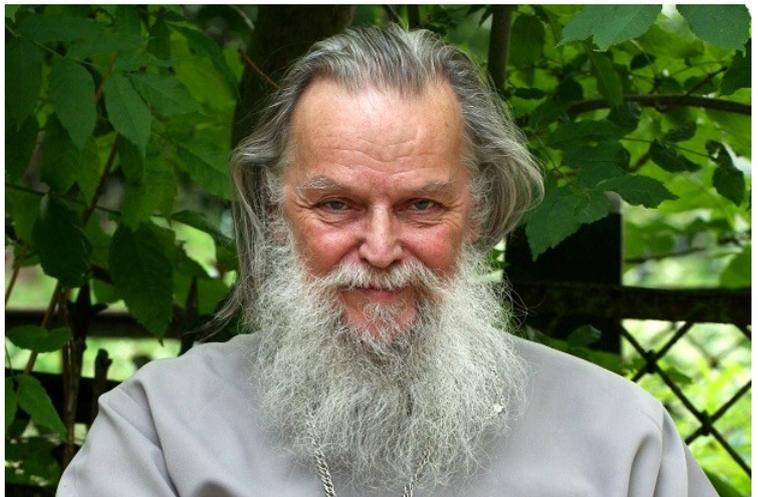
¹⁸ Welch hervorragende pädagogische Arbeit im HPZ geleistet wird, zeigte sich im November 2020, als Anna Wassiljewa in einem Russland-weit ausgetragenen Wettbewerb zur besten Sonderpädagogin der Russischen Föderation ausgezeichnet wurde. Vgl. dazu die Meldung bei <https://www.initiative-pskow.de/aktuelle-meldungen-leser-725/119917.html>

erweisen. Solche, auf gemeinsamer Arbeit mit einem gemeinsamen Ziel gewachsenen Partnerschaften zwischen Deutschen und Russen müssen fortgeführt werden.

Ein Zeichen der Versöhnung wollten vor 30 Jahren, 1991, rheinische Christinnen und Christen setzen, als sie nach Pskow fuhren. Es ging ihnen darum, ein Zeichen zu setzen, damit – wie der damalige Präses Peter Beier sagte – „nicht Tod die Zukunft dieser Welt bestimmen soll, sondern die Liebe des gekreuzigten Christus.“

Niemand, so fasst Klaus Eberl seine damaligen Eindrücke heute zusammen, hat „geahnt, was daraus entsteht: eine neue Perspektive für Menschen mit Behinderungen. In der Arbeit an diesem Ziel sind aus Feinden der Vergangenheit Partner, aus Partnern vielfach Freunde geworden.“

Noch immer hat Klaus Eberl jenes Bild vom Gottesdienst in Wassenberg vor Augen, als erstmals die Pskower zum Gegenbesuch in die rheinische Kirche kamen. „Der ökumenische Gottesdienst, zu dem rund 500 Menschen gekommen waren, war zu Ende, als plötzlich ein älterer Besucher aufstand, an den Altar trat und zum Mikrofon griff. Aus der Tasche zog er ein vergilbtes Foto, das ihn als Soldat während des Zweiten



Weltkrieges in Pskow zeigt. Unter Tränen erklärt er, er habe auf eine solche Gelegenheit, um Vergebung für geschehenes Unrecht zu bitten, seit vielen Jahren gewartet.. Danach war es mucksmäuschenstill in der großen Kirche. Die Stille habe Pater Pawel Adelheim – er fiel im August 2013 einem Mordanschlag zum Opfer¹⁹ – durchbrochen, als er dem ehemaligen Wehrmachtssoldaten den Segen spendete. Da war Versöhnung Wirklichkeit geworden“, sagt er im Rückblick

Die Entwicklung in Pskow – (k)ein Mysterium?

Die anfangs so skeptischen und zurückhaltenden russischen Partner in Stadt und Kirche von Pskow konnten nach dieser Woche im Juni 1991 der Feststellung von Metropolitan Wladimir nur zustimmen: „Es war gut, dass Ihr gekommen seid.“ Einmal mehr hatte sich das Diktum von Winston Churchill bestätigt, der über Russland einmal gesagt hat: „Russland ist ein Rätsel, eingehüllt in ein Geheimnis inmitten eines Mysteriums.“²⁰

Der Autor dankt dem Vorsitzenden der „Initiative Pskow“, Oberkirchenrat i.R. Klaus Eberl, für wertvolle Hinweise und die Überlassung von Material.

¹⁹ Vgl. dazu den Nachruf von Klaus Eberl auf Pawel Adelheim (wie Anm. 16), S. 1.

²⁰ Vgl. dazu:

https://www.gutzitiert.de/zitat_autor_sir_winston_churchill_thema_russland_zitat_17801.html

„Gedenkt!
 Erinnert nicht nur!
 Erinnerung atmet flach.
 Gedächtnis atmet tief.
 Erinnerung spielt sentimental.
 Gedenken arbeitet schwer
 und ist ein Werk des Glaubens,
 der weiß:
 Vergangenheit ist nie vergangen,
 Tote sind nicht nur tot,
 im Haus wohnt das Gestern,
 und die Zukunft braucht langes Gedächtnis.“²¹

Peter Beier

IMPRESSUM

Vi.S.P.
 der Vorstand durch den
 Vors. Klaus Eberl

Beitrag:
 Kurt A. Holz

Fotos
 Klaus Eberl
 Bernd Schleberger
 Svetlana Andreewa
 Landeskirchenamt EKIR
 Dt. Generalkonsulat
 St. Petersburg

Layout
 H. Klaus Weigler

Bankverbindung:
 IBAN:
 DE95 3506 0190
 1013 4150 10

Auflage
 500 Exemplare

Druck
 Ihnenfeld, Monheim



21 Peter Beier: „An der Todesmauer in Auschwitz (1993)“, in: ders.: Übergänge, (wie Anm. 14)